



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 15.

Mittwoch, 19. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

(11. Fortsetzung.)

Karl-Otto dagegen erging sich in Jagdgeschichten und Anekdoten, auf die der Vikar höflich mit kleinen Drolligkeiten aus seiner Studentenzeit antwortete, in der Annahme, daß dies dem geistigen Niveau eines behaglich latten Agrariers am meisten entspräche. So kam ein harmlos heiterer Ton in die Unterhaltung, an der auch Doralies sich beteiligen konnte. Asta hatte ihr die Verwaltung der Teemaschine übertragen, und sie machte ihre Sache sehr niedlich. Torade beobachtete sie mit Wohlgefallen, ihre blühende Frische fesselte ihn auch heute wieder. Wie hausmütterlich besorgt sie über die Tassen wachte, daß ja keine eine Minute leer stand. Er ließ sich die seinige zweimal füllen, obgleich er den Tee für seinen Geschmack viel zu schwach fand. Den Arrac, den Karl-Otto in Menge hinzutrat, lehnte er ab und mußte auf dringliches Fragen schließlich bekennen, daß er Blaukreuzler sei.

Karl-Otto lachte: „Für einen Pfarrer täte das doch wahrlich nicht nötig.“

„Für den erst recht, Herr von Edstett. Nur insoweit er selbst mit seinen Überzeugungen ernst macht, kann er das gleiche von seinen Gemeindegliedern beanspruchen.“

„Dann müssen Sie sich aber das Leben oft höllisch unbequem machen.“

„Jeder Erfolg fordert Opfer. Kein Rennreiter, der nicht gehörig trainiert, kann hoffen, als erster durchs Ziel zu gehen.“

„Also auch beim Rennen um die Himmelstür?“ schmunzelte Karl-Otto, der eine schnoddrige Bemerkung niemals unterdrücken konnte. Torades Gesicht versteifte sich und Asta errötete peinlich über des Bruders Taktlosigkeit. Ohne es sich selbst zu gestehen, empfand sie regelrechte Scheu vor diesem jungen Mann, der ihr Sohn hätte sein können.

„Ich habe keinen Zweifel, daß Ihnen bei Ihrem Eifer eine gesegnete Wirksamkeit beschieden sein wird“, wandte sie sich begütigend an den Vikar.

„Das wäre mein heißester Wunsch“, sagte dieser, während sein Blick wieder zu Doralies abirrte. Mancher seiner Freunde würde sie kurzerhand für niedlich aber unbedeutend erklärt haben. Ihn störte es nicht, daß sie sich wenig am Gespräch beteiligte. Im Gegenteil. Er liebte allzu sicheres Auftreten bei sehr jungen Mädchen nicht. Gewiß mußten sie mit Leonore von Este sagen können: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen“, aber verständnisvolles, lerneifriges Zuhören eignete sich besser für sie als tätiges Eingreifen. Später, in reiferen Jahren vielleicht, aber nicht im Schimmer der ersten Jugend. Das Mädchen, das Gerhard Torade gefallen sollte, mußte ein unbeschriebenes Blatt sein, damit er es fülle mit seinem Wissen, seinem Glauben, seinen Ansichten. Das gab dann eine harmonische Ehe. Aber unbeschriebene Blätter waren heutzutage sehr selten geworden, man fand sie höchstens noch in der tiefen grünen Einsamkeit des platten Landes. Gerhard Torade war kein Mensch heißer Leidenschaften. Was an derartigem Feuerstoff in ihm gewesen war, hatte sich in seinen Primanertagen erschöpft in hoffnungsloser

Neigung zu der Braut eines älteren Freundes. Jetzt hatte er sich mit Fanatismus, dem eine starke Dosis Ehrgeiz beigemischt war, seinem Beruf ergeben. Dennoch wollte er heiraten. Das war das Richtige und Naturgemäße für jeden Mann, ganz besonders für einen jungen Pfarrer. Er wollte nicht andauernd das Spekulationsobjekt für heiratslustige Weiblein abgeben und ärgerte sich geradezu, wenn seine dunklen und eindrucksvolle Persönlichkeit immer wieder ein fatales Entgegenkommen hervorrief. Gelassen prüfend hatte er schon manches Mädchen darauf angesehen, ob sie wohl die Rechte sei, war aber immer zu einem Nein gekommen. Heute Abend an Astas Teetisch traf er in aller Stille seine Wahl, und die Tatsache erfüllte ihn mit Befriedigung, stimmte ihn heiter und angeregt.

Nach Tisch, im Salon, zog er unauffällig seinen Stuhl neben den Doralieses und hatte fast die Empfindung, als ob sie ihm schon in gewissem Sinne gehöre.

Von nun an kam er unter immer neuen Vorwänden an jedem zweiten Tag, meistens zu Zeiten, wo er annehmen konnte, den Hausherrn nicht zu treffen. Allerdings ließ Karl-Otto sich auch nicht bliden, selbst wenn er daheim war.

„Meinetwegen kommt der Gottesmann doch nicht“, sagte er zu Asta, „und für das, was da gesponnen wird, genügt du um und um. Wenn's wirklich so weit ist, werde ich schon als segnender Vizepapa auf der Bildfläche erscheinen und durchbliden lassen, daß ich der Kleinen eine anständige Aussteuer mitgebe.“

Sie schüttelte halb lachend, halb unmutig den Kopf. „Ach geh; du hast manchmal eine sehr wenig nette Art dich auszudrücken.“

Sie selbst sah Torade immer gern kommen. Er brachte einen fremden neuen Hauch mit, war so ganz anders, als der alte Pastor Dennert und wer ihr sonst von Geistlichen der Umgegend zu Gesicht gekommen war. Er war jung und eifrig, ein leidenschaftlicher Anhänger der modernen Jugendbewegung, deren mächtig treibenden Strom Asta bisher kaum vom Hörensagen gekannt hatte.

„Was müssen Sie von uns denken, die wir hier so selbstzufrieden unseren kleinen materiellen Interessen leben“, sagte sie einmal.

„O, es ist nie zu spät, seinen Gesichtskreis zu erweitern und Neues ins Herz aufzunehmen“, entgegnete er lebenswürdig, aber er dachte nur an Doralies, und was er erzählte, war auch nur für sie bestimmt. Sie war immer zur Stelle, dafür sorgte Asta. Heute, zum Beispiel, war sie aus einem großen Birnbaum heruntergeholt worden, wo sie zwischen zwei Gabelästen gemütlich schmausend gesessen hatte.

Es gefiel ihr, daß Torade sie so offenbar für voll nahm, das war ihr bisher noch nicht oft begegnet, im übrigen war er ihr sehr fremd und fern. Lante Asta behauptete ja, daß er noch jung sei, ihr selbst schien es, daß er einen starken Stich ins Unselbste habe. Sein Wesen hielt sie immer in einer Art von Zwang und Bann, und die Dinge, für die er sich so heftig einsetzte, ließen sie ganz kühl.

Ob er wohl je wieder Studentengeschichten erzählen würde, wie am ersten Abend? War er fort, so ging Asta noch einmal alles mit ihr durch, was besprochen war und Dorasties sagte abwehrend: „Ja, gewiß“ und „ach wirklich?“ und fand, daß Fräulein Werned seligen Andenkens von neuem erstanden sei.

Eines Tages, schneller als man erwartet hatte, sprach Torade. Er wandte sich zuerst an Asta, weil er das für korrekter hielt. Ihr kamen die Tränen in der Erinnerung an Zeiten, da sie für sich selbst auf Glück gehofft hatte an alte Wunden, deren Narben zuweilen noch jetzt schmerzten. Sie drückte Torade die Hand, versicherte ihn ihrer freudigen Zustimmung und schickte ihn dann in den Garten zu Dorasties. Er fand sie auf ihrem Lieblingsplatz im Birnbaum.

„Herr Vikar“, rief sie herunter, „soll ich kommen?“

Indem sie sich vorbeugte, bildete das Herbstlaub einen hübschen Rahmen für ihr Gesicht. Torade sah hinauf und zog den Hut.

„Sie sollen nicht, gnädiges Fräulein. Ich bitte nur. Ich möchte etwas mit Ihnen bereden.“

„Wenden Sie sich doch lieber an Tante Asta, die ist sicher viel besser orientiert.“

Er mußte lachen. „Mit ihr sprach ich schon. Doch das genügt in diesem Fall nicht. Ich muß es Ihnen wirklich selbst sagen, aber bitte, auf gleichem Niveau.“

Da faßte sie nach einem Ast, um sich herunter zu schwingen.

„Tut nicht nötig“, rief sie, als Torade die Arme ausbreitete, um sie aufzufangen, aber schon hielt er sie.

„So hab' ich Sie“, sagte er gedämpft. „Soll mir das ein gutes Zeichen sein?“

Sie strebte sich loszumachen. „Wieso? Wofür?“

„Daß ich Sie so halten darf — immer. Sie verstehen doch, was ich meine?“

In ihre Augen trat ein ängstlicher Blick.

„A — ein.“

„A — ein“, — daß ich Sie bitten möchte, meine Frau zu werden.“

„Ihre — aber ich — — aber nein —“ Im Schrecken wußte sie kaum, was sie sprach.

„Scheint Ihnen das so unmöglich?“ sagte er ihr in die Augen sehend mit einem Blick, dessen Gewalt er kannte.

„Ich bin ja noch so jung“, stammelte sie.

„Ich weiß. Aber das ist gerade meine Freude. Je jünger zwei Menschen sind, desto leichter schließen sie sich harmonisch zusammen. Es soll ja auch noch nicht heute oder morgen geheiratet werden. Ich habe noch ein Examen vor mir, und dann fehlt es mir auch noch an einer Pfarre. Bis all das erreicht ist, werde ich Ihnen längst kein Fremder mehr sein, und Sie werden vor allem wissen, daß ich Sie sehr lieb habe, Dorasties.“

Er sprach in dieser Weise noch ein Weilchen auf sie ein und sie fühlte seinen Willen über sich wie eine Macht, gegen die es keine Berufung gab.

„So wären wir denn einig, und Gott möge seinen Segen geben“, sagte er, berührte ihre Stirn mit den Lippen und zog ihre Hand auf seinen Arm. — —

Von der Veranda, wo sie mit Herzklopfen gesessen, sah Asta das Paar Arm in Arm herankommen.

„Lieber Herr Vikar — — mein teures Kind — — so hat sich mir denn ein Herzenswunsch erfüllt. Karl-Otto“, rief sie, die Tür öffnend, „komm schnell. Sieh, was sich ereignet hat.“

Er kam und brachte das von seiner Person unzertrennliche joviale Getöse mit, das alle übrigen unwillkürlich auch etwas geräuschvoll machte. „Na, kleine Frau Pastuchin, wie ist dir denn als Braut? Geht's Herz schon ordentlich ticktad?“

Dorasties lächelte halb ängstlich, halb geschmeichelt, ob all des Wesens, das auf einmal von ihrer kleinen Person gemacht wurde, aber wenn ihr Gesicht sie plötzlich auf einen fremden Stern verschlagen hätte, so würde ihr kaum benommener zumute gewesen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Damen.

Von H. P. Tschadow.

(Aus dem Russischen überfetzt von Simeon Silbermann.)

Fedor Petrowitsch, der Direktor der A. . . er Gouvernementschulen, welcher sich zu den rechtschaffenen und großmütigen Menschen zählte, empfing neulich in seinem Amtszimmer den Lehrer Bremenski.

„Nein, Herr Bremenski“, sagte er. „Ihre Entlassung ist unvermeidlich. Mit einer Stimme, wie die Ihrige, können Sie den Lehrerberuf nicht länger ausüben. Sagen Sie mal, wie ist's eigentlich gekommen?“

„Ich war erkrankt und habe ein Glas kalten Biers getrunken“, zischte der Lehrer.

„Wie bedauerlich! Ein Mensch dient vierzehn Jahre lang und plötzlich so ein Unglück! Wegen einer Dummheit muß man seine Karriere verlieren. Was gedenken Sie denn jetzt zu tun?“

Der Lehrer gab keine Antwort.

„Haben Sie Familie?“ fragte der Direktor.

„Eine Frau und zwei Kinder, Euer Gnaden“, zischte der Lehrer.

Eine Pause trat ein. Der Direktor stand von seinem Stuhl auf und durchschritt erregt das Zimmer von einem Ende zum andern.

„Es will mir gar nicht einfallen, was ich mit Ihnen tun soll“, sagte er. „Lehrer können Sie nicht mehr sein, bis zur Verlesung in den Ruhestand haben Sie es noch nicht gebracht. Sie dem Schicksal überlassen, schickt sich nicht. Sie sind doch einer der Unfrigen, vierzehn Jahre lang haben Sie sich abgequält, darum ist es unsere Pflicht, Ihnen zu helfen. Aber wie soll man Ihnen helfen? Was kann ich für Sie tun? Versehen Sie sich mal in meine Lage: was kann ich für Sie tun?“

Wieder trat eine Pause ein. Der Direktor spazierte in Gedanken verfunken, und Bremenski — gedrückt durch seine trostlose Lage, sah auf einer Ecke des Sessels, ebenfalls nachdenkend. Plötzlich erstarrte das Gesicht des Direktors, er knipste sogar mit den Fingern: „Es wundert mich nur, daß ich früher nicht daran dachte“, sagte er schnell. „Hören Sie mal, was ich Ihnen bieten kann. Nächste Woche geht der Schriftführer in unserem Schülerheim in Pension. Wenn Sie wollen, können Sie seine Stelle annehmen. Da haben wir's!“

Bremenski, welcher eine derartige Gnade nicht erwartet hatte, erleuchtete ebenfalls.

„Ausgezeichnet“, sagte der Direktor. „Reichen Sie noch heute das Gesuch ein!“

Als sich Bremenski entfernt hatte, verspürte Fedor Petrowitsch eine Erleichterung, ja sogar eine Genugtuung: vor ihm stand nicht mehr die gebeugte Gestalt des ältlichen Pädagogen und es war ihm angenehm, im Bewußtsein, daß er Bremenski eine freie Stelle angeboten hat, daß er gewissenhaft und gerecht gehandelt hatte, wie es einem guten, vollkommen rechtschaffenen Menschen ziemte. Aber diese Stimmung dauerte nicht lange. Als er nach Hause kam und sich zum Mittagstisch hinsetzte, erinnerte ihn plötzlich seine Gattin Nastasia Iwanowna: „Ach, ja, beinahe hätte ich vergessen! Gestern besuchte mich Nina Sergejewna und bat für einen jungen Menschen. Es heißt, daß bei euch im Schülerheim eine Stelle frei wird.“

„Ja, aber diese Stelle ist bereits einem anderen zugewiesen“, sagte der Direktor und verdüsterte sich. „Und du kennst doch mein Prinzip: aus Protektionsrücksichten vergeb ich keine Stellen.“

„Das weiß ich, aber ich denke, für Nina Sergejewna kann man eine Ausnahme machen. Sie verehrt uns wie eigene Geschwister, und wir haben ihr bis jetzt noch keinen einzigen Gefallen erwiesen. Du sollst gar nicht daran denken, Fedor Petrowitsch, sie abzuweisen! Mit deinen Kapriolen wirst du sowohl sie als auch mich beleidigen.“

„Wen tut sie denn befürworten?“

„Den Poluchin.“

„Welchen Poluchin? Diesen da, welcher zu Neujahr bei Tschatsko spielte? Diesen Gentleman? Um keinen Preis!“

Der Direktor hörte zu essen auf. „Um keinen Preis!“ wiederholte er. „Gott soll mich bewahren!“

„Aber warum denn?“

„Du wirst wohl einsehen, Mütterchen, daß, wenn ein junger Mensch nicht den geraden Weg benützt, sondern die Vermittlung von Frauen in Anspruch nimmt, dann ist es ein Taugenichts! Warum kommt er denn nicht unmittelbar zu mir?“

Nach dem Mittagessen legte sich der Direktor in seinem Zimmer auf das Sofa hin und begann die eingelaufenen Zeitungen und Briefe zu studieren.

„Lieber Fedor Petrowitsch!“ schrieb die Frau des Stadt-

hauptmanns. „Sie sagten neulich, daß ich eine Seelen- und Menschenkennnerin bin. Nun bietet sich die Gelegenheit, dies durch Tatsachen zu beweisen. In den nächsten Tagen wird bei Ihnen ein gewisser R. R. Polsuchin, welchen ich als prächtigen jungen Menschen kenne, vorsprechen, um wegen der Stelle eines Schriftführers in Ihrem Schülerheim zu bitten. Er ist ein sehr sympathischer junger Mensch. Wenn Sie sich seiner annehmen, werden Sie sich überzeugen, usw.“

„Um keinen Preis!“ sagte der Direktor. „Gott beschütze mich!“

Es verging dann kein Tag, ohne daß der Direktor irgendein Empfehlungsschreiben für Polsuchin erhielt. Eines schönen Morgens kam Polsuchin selbst, mit einem rasierten Jockeygesicht und funkelneuen Lackschuhen.

„In Dienstangelegenheiten empfangen Sie mich nicht hier, sondern in meinem Bureau“, sagte der Direktor, als er Polsuchins Ansuchen hörte.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Euer Gnaden, aber unsere gemeinsamen Bekannten haben mir angeraten, mich hier an Sie zu wenden.“

„Um“, brummte der Direktor, feindselig Polsuchins Spikenschuhe betrachtend. „So viel mir bekannt ist“, sagte er, „ist Ihr Vater wohlhabend und Sie haben es nicht nötig; was veranlaßt Sie also, bei mir um diese Stellung nachzulucken? Die Entlohnung ist doch minimal!“

„Es ist mir nicht um den Gehalt zu tun, nur so. Immerhin ist es doch eine Beamtenstelle.“

„Um, ja. Ich glaube, daß dieses Amt Ihnen schon nach einem Monat überdrüssig sein wird und Sie werden es fallen lassen, während Bewerber vorhanden sind, für welche es eine Lebensstelle bedeutet. Es gibt Leute, für welche...“

„Es wird mir nicht überdrüssig werden, Euer Gnaden“, unterbrach Polsuchin. „Auf Ehre, ich werde mir Mühe geben!“

Der Direktor empörte sich.

„Hören Sie mal“, sagte er, verächtlich lächelnd, „warum haben Sie sich denn nicht gleich unmittelbar an mich gewendet, sondern fanden es für nötig, zuerst Damen zu beunruhigen?“

„Ich wußte nicht, daß es Ihnen unangenehm sein wird“, antwortete Polsuchin kleinlaut. „Aber, wenn Euer Gnaden auf Empfehlungen keinen Wert legen, dann kann ich Zeugnisse vorlegen.“

Er zog aus der Tasche ein Papier hervor und überreichte es dem Direktor. Am Schluß des im Amtsstil geschriebenen Zeugnisses war die Unterschrift des Gouverneurs. Dem Inhalt nach zu urteilen hat der Gouverneur unterschrieben, ohne es zu lesen, nur um irgend einer audringlichen Dame gefällig zu sein.

„Nichts zu machen, ich beuge mich gehorsam“, sagte der Direktor, als er das Zeugnis durchgesehen hatte und seufzte. „Reichen Sie morgen das Gesuch ein. Nichts zu machen.“

Als Polsuchin sich entfernt hatte, überkam den Direktor ein Gefühl des Widerwillens.

„Nichtsnutz!“ zischte er, das Zimmer von einem Ende zum anderen durchschreitend. „Hat's erreicht, so ein unbesessener Scharlatan, Weißbäckergünstling! Gefindel! Kreatur!“

Der Direktor spie nach der Tür, hinter welcher Polsuchin verschwunden und erschrak plötzlich, denn in diesem Moment trat die Frau des Finanzamtsdirektors zu ihm ins Zimmer.

„Ich komme nur für einen Augenblick, für eine Sekunde“, begann die Dame. „Sehen Sie sich, Väterchen, und hören Sie mich aufmerksam an. Ich höre, daß bei Ihnen eine freie Stelle vorhanden ist. Heute oder morgen wird zu Ihnen ein junger Mann kommen, ein gewisser Polsuchin...“ Die Dame zwitscherte andauernd und der Direktor schaute auf sie mit trüben, verklärten Augen, wie ein Mensch, der einer Ohnmacht nahe ist; er blinnte und lächelte anstandslos.

Nächsten Tages, als der Direktor den Lehrer Bremenstij in seinem Bureau empfing, konnte er sich nicht entschließen, ihm die Wahrheit zu sagen. Er wand sich, war verwirrt und wußte nicht, wovon er anfangen, was er sagen soll. Er hatte das Bedürfnis, sich vor dem Lehrer zu entschuldigen, ihm die ganze Wahrheit zu erzählen, aber seine Zunge war verschlungen wie bei einem Betrunknen, seine Ohren röteten sich, er fühlte sich plötzlich gekränkt und geärgert, daß er so eine unanständige Rolle spielen mußte — in seinem Bureau, vor seinem Untergebenen. Er schlug plötzlich mit der Faust auf die Tischplatte, sprang auf und schrie zornig: „Ich habe keine Stelle für Sie! Lassen Sie mich in Ruhe! Quälen Sie mich nicht! Lassen Sie mich, bitte, endlich in Ruhe!“

Und er lief aus dem Bureau.

Ein netter Streich.

Humoreske von John Moore (New York).

Wie Mr. Charles Hurton, der in einem achtbaren Hause eingeladen gewesen war, dazu gekommen ist, dem Diener seines Gastgebers eine Portion Prügel zu verabreichen?

Den Diener dürfen Sie um die Ursache nicht fragen, er hat die Szene, die der Prügelei voranging, nicht gesehen!

Und was den Künstler, in diesem Falle den Abtätter, betrifft, so gibt er die Tatsache zu und meint nur, daß er nicht dazu da sei, zu einem Spießbürger eingeladen zu werden, um ihn, dessen Angehörige und die übrigen Gäste zu unterhalten. Schließlich erklärt er auch noch, daß er sich nur gegen den Diener gewehrt habe, der ihn, allerdings auf Befehl seines Herrn, hinauswerfen wollte.

Vor dem Strafgericht, wo Mr. Charles Hurton als Angeklagter stand, erzählte sein Gastgeber Mr. May den Vorfall folgendermaßen:

„Ich kannte diesen Künstler nicht, aber einer meiner Bekannten sagte mir, daß er sehr unterhaltsam sei und eine Menge lustiger Dinge wisse, bei denen man sich vor Lachen tue. Da sagte ich also zu meinem Bekannten: „Ach, heute in acht Tagen ist gerade der Geburtstag meiner Tochter. Da gebe ich eine Abendgesellschaft. Bringen Sie doch Ihren Freund mit. Sie werden mir damit ein großes Vergnügen bereiten.“ Nun gut! Er verspricht es mir und zwei Tage später telefoniert er mir: „Die Sache ist abgemacht. Er wird kommen.“ Da waren wir alle sehr froh, meine Frau, meine Tochter und ich. Ich erzählte es auch allen meinen anderen Verwandten und Freunden und alle freuten sich sehr auf den Festabend und stellten sich an jenem Abend zeitlich bei uns ein, um bei den zu erwartenden Produktionen nur einen guten Platz zu bekommen. Gegen zehn Uhr kommt mein Freund mit seinem Künstler. Er erschien mir als ein sehr netter Herr. Ich drückte ihm die Hand und bedanke mich für sein Kommen. Ich sage ihm, er möge nur sagen, wenn er hungrig und durstig sei.“

Bei diesen Worten seiner Erzählung angekommen, wird Mr. May von Mr. Hurton unterbrochen, der fragte: „Glauben Sie wirklich, Herr Richter, daß man sich über diesen Künstler nicht ärgern mußte, der annahm, man läme mit hungrigem Magen zu ihm?“

Der Richter: „Lassen Sie den Herrn Kläger erst zu Ende erzählen, dann können Sie sprechen!“

Mr. May: „Meine Tochter setzte sich ans Klavier und spielte einige Stücke.“

Der Angeklagte: „Und wie spielte sie sie!“

Der Richter: „Aber seien Sie doch stille, ich ermahne Sie zum letztenmal!“

Mr. May: „Als sie fertig war, sagte ich zu ihr: „Geh doch mein Kind, und bitte den Herrn Künstler, uns etwas Lustiges vorzumachen.“ Sie geht wirklich auf ihn zu, er verbeugt sich nach ihren Worten höflich vor ihr und sie ruft handelsmäßig aus: „Da, ja, er will es tun, er will es tun!“ Alle sind freudig erregt und drängen sich an ihn heran. Mr. Hurton tritt vor und ich sage liebenswürdig zu ihm: „Wirklich nett von Ihnen, daß Sie uns etwas vorzumachen wollen!“ Er scheint zu überlegen und sagt endlich: „Eigentlich weiß ich nicht recht was...“ Endlich sagt er, daß er uns eine Szene vorspielen will, in der ein Herr ein Klavier auseinandernimmt, um einen Cent zu suchen, der in die Mechanik gefallen ist. Schon bei der bloßen Ankündigung dieser Szene plachten alle meine Gäste schier vor Lachen. Meine Tochter klatscht wieder in die Hände und ruft fröhlich: „Ach, das wird komisch sein!“ Nun gut, er beginnt, und wir alle sehen gespannt zu. Zuerst nimmt er die Kissen vom Klavier und löst sie aus. Dann stellt er die Leuchter auf die Erde. Dann nimmt er den Deckel des Klaviers ab und legt ihn neben die Leuchter. Dann hebt er die große Vorderwand ab und legt sie gleichfalls zu Boden. Dann sieht er prüfend in die Mechanik hinein und sagt: „Ich kann den Cent absolut nicht sehen!“ Man wälzt sich vor Lachen. Dann zerlegt er die Mechanik, legt die Stücke einzeln auf den Boden, untersucht jedes angestrengt und sagt wieder: „Ich kann ihn nicht finden!“ Dann beginnt er, die Tasten loszulösen und legt eine nach der anderen zu den übrigen Sachen auf den Boden, wobei er wiederholt: „Sonderbar! Ich glaube doch, daß mein Cent hineingefallen ist! Er ist aber nicht drinnen! Ich muß mich also geirrt haben!“ Nachdem er das gesagt hat, setzt er sich nieder und fragt, ob man jetzt nicht Erfrischungen herumreichen würde. Meine Frau läßt ein Tablett vor ihn hinstellen und er ißt süßes Backwerk und trinkt Limonade dazu. Als er fast alles aufgegessen hat, was auf der Schüssel war, winkt er dem Diener, sie fortzunehmen, und da sage ich zu meinem Künstler: „Ich kann mir denken, daß erst jetzt das Komische kommen wird, nämlich, wie Sie das

„Herr Richter“, warf der Angeklagte jetzt wieder ein, „ist es richtig und in Ordnung, einen Gast nur deswegen einzuladen, damit er die Gesellschaft unterhalten soll, und wenn ihm das nicht gelingt, ihn hinauswerfen zu lassen?“

Das ist das nette Salontunsthück Mr. Surtons gewesen, das mit Faustschlägen geendet hatte und um dessentwillen sich der Künstler vor dem Gericht zu verantworten hatte.

	1		2		3		4		5	
6			7	8		9			10	11
12		13		14				15		
		16								
17	18							19	20	
	21			22		23				
24				25				26		27
28			29				30		31	
32		33					34	35		
		36								
	37						38			

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 9: 1. Schneise. 2. Mausoleum. 3. Efeu. 4. Renette. 5. Zigeuner. 6. Majstorb. 7. Ariadne. 8. Christiania. 9. Tonne. 10. Wegener. 11. Engerling. 12. Injurie. 13. Champagner. 14. Sarah. 15. Omega. 16. Ringelblatter. 17. Granat. — Schmerz macht weich, Sorge mürbe, Ärger hart.

Die geheimnisvolle Grippe. Die Grippe, die jetzt wieder einmal die ganze Welt mehr oder weniger schwer heimgesucht, ist eine uralte Krankheit, die unter den verschiedensten Namen zu allen Zeiten aufgetreten ist, der man aber jetzt erst eine größere wissenschaftliche Beachtung schenkt. Die Hygieneabteilung des Völkerbundes hat kürzlich einen ersten Sonderbericht über die Grippeepidemien veröffentlicht und damit die Aufmerksamkeit der internationalen Medizin auf die Krankheit gelenkt. Was freilich hier über die Krankheit gesagt wird, ist ebenso dunkel und geheimnisvoll wie alles, was wir bisher von der Krankheit wissen. Wohl über keine Krankheit gehen die Anschauungen so weit auseinander wie über die Grippe. In der „Times“ hebt ein Arzt die Widersprüche hervor, die bei der Beurteilung der Entstehung und des Verlaufes dieser Epidemien zutage treten. „Es dürfte schon als unzulässig

Wie man sich durch die Haut ernährt. Bei Kranken, die die gewöhnliche Art der Ernährung nicht vertragen und sie durch beständiges Brechen wieder von sich geben, ist eine künstliche Nahrungszuführung notwendig, die durch den After mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Zwei Wiener Ärzte, Label und R. Steisgal, haben daher jetzt Versuche durchgeführt, den Kranken Nahrungsmittel durch die Haut zuzuführen. Es zeigte sich, daß man durch Einreiben von Fett in die Haut größere Mengen von Olivenöl und anderen Fettstoffen in vier- bis fünfmal täglichen Einreibungen dem Körper einverleiben kann. Diese Mengen betrugen bis zu 250 Gramm. Besonders ist bei diesen Einreibungen darauf zu achten, daß der Wassergehalt der Haut möglichst niedrig ist. Die beiden Ärzte haben nun, wie in der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte“ berichtet wird, einen Einreibungsstoff hergestellt, der in etwa 300 ccm Masse 250 Gramm Kohlehydrate und eine Fettemulsion von 100 Gramm Schweinesett und 25 Gramm Eiweiß enthält. Diese Menge läßt sich vier- bis fünfmal täglich in Einreibungen von je 10 Minuten Dauer, dem Körper vollständig einverleiben. Auf diese Weise können Patienten vier bis sechs Tage ausreichend ernährt werden. Daß diese durch die Haut eingeführten Nährstoffe im Stoffwechsel verbraucht werden, zeigten verschiedene Stoffwechselversuche. Bei Unterernährten mit blutenden Magengeschwüren wurde das durch Einreiben eingeführte Fett verbrannt und damit die Eiweißverbrennung im Organismus herabgesetzt, so daß der früher vorhandene Stickstoffverlust aufhörte und eine Eiweißkraft einsetzte. Infolge der langsamen Aufnahme der eingeführten Fettmenge hielt diese Überernährung mit Eiweiß mehrere Tage über die Einreibungszeit hinaus an. Eine noch stärkere Sparwirkung an dem Stickstoffumsatz ließ sich nachweisen, wenn dem Fett Kohlehydrate zugefügt wurden. Bei normalen Menschen und Hungerten ließ sich zeigen, daß rund 70 Prozent des eingegebenen Eiweißes vom Körper aufgenommen wurden. Die Vorteile dieser Nahrungszufuhr durch die Haut vor sonstiger künstlicher Ernährung sind mehrfach. In erster Linie läßt sich Nahrung in leicht aufnehmbarer Form zuführen; sodann wird durch die langsame Resorption und langsamen Abbau der Nährstoffe eine Überschwemmung des Blutes mit ihnen vermieden, was besonders bei Nieren- und Leberkranken sehr günstig wirkt. Während die Fetteinreibung beim normalen Menschen einen unregelmäßigen Fettabbau im Körper hervorbringt, geht bei Unterernährten und Fiebernden die der Ernährung dienende Fettverbrennung besser und gleichmäßiger vor, so daß sich diese Fettszufuhr gerade bei Kranken hauptsächlich bewährt, und außerdem wirkt die vermehrte Wärmeentziehung durch die Haut bei Fiebernden temperaturherabsetzend.